Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

(4. Fortsetzung.)

„Wirklich nicht? So? Na, dann verzeihen Sie meine Aufregung! Ich muß Ihnen also alles von Anfang an erzählen. Ich komme vom Kasino, wo ich dem Scharten noch, ohne irgend etwas Böses zu vermuthen, sagte, daß ich das Schloß im Mai haben wollte, wer gar nicht. Da meldet meine Niaue mir: „Onkel, es ist jemand da, der mit dir sprechen will.“ Ich denke, es ist ein Reisender, und gehe zu ihm, da kommt mir der Kerl nach allerlei Fragen mit der Wahrheit heraus und sagt: „Entschuldigen Sie, daß ich mich in ein Geheimniß einmische, aber alles wird zwischen vier Augen behandelt. Ist es wahr, daß Sie Schloß Dorenzathe gekauft haben?“ „Will du toll, Mensch!“ rief ich, „wer erzählt das?“ „Der Herr Graf!“ sagte er und wird bleich wie die Wand; er wird entrüstet und erzählt mir, daß er eine Hypothek auf das Schloß von 40,000 Gulden, die er zum Mai gekündigt, aber Anfang Januar bei ihm brieflich rufen und ersuchen, sich bis zum Oktober zu gedulden, dann werde er ihm 35,000 Gulden bezahlen; der Kerl zeigte mir die von de Maren unterzeichnete und mit seinem Siegel versehene Schuldverschreibung.“

„Aber, Ahr Schreiben?“

„Der Fremde hielt sich nicht lange darauf ein und trabte, wie der Teufel, ihm dann im Oktober die 35,000 Gulden, Schaden dem Teufel zu zahlen, verlangt, war die Antwort, aber Jakobsohn kennt seine Leute, und verlangt einen schriftlichen Beweis. Der schien der Zeitgeist erwartet zu haben und reichte nun das Versprechen vor. Daraufhin erklärte sich derselbe bereit, aber um über zu sein, wollte er mein angeliches Schreiben in den Händen haben. Natürlich wollte der Graf das nicht gerne loslassen, aber der andere sagte: „Geben oder nehmen,“ und ging nicht fort, ehe er es hatte.“

„Also ist das Schreiben gefälscht?“

„Natürlich die Adresse habe ich geschrieben — ich schrieb ihm voriges Jahr ein paar Worte wegen der Jagd, glaube ich, und danach kopierte er meine Handschrift, ziemlich ungeschickt, wie Sie sehen.“

„Und wie ist Jakobsohn dahintergekommen?“

„Er hörte nichts von dem Verkauf, und da kam er zu Ihnen; Sie hielten sich aber dumm, wie er sagte.“

„Ich, ich wußte nicht das Mindeste davon!“

„Daran zweifelte ich damals auch, und Jakobsohn meinte, daß Sie mein Mündel in Kenntnis.“

„Sehr richtig.“

„Er hat es für das Sicherste bei mir anzuklopfen, weil bekannte, daß Sie so Dinge gewesen sei, daß Graf noch 20,000 Gulden zu leihen.“

„Und nun ist er gewiß zum Schloß, und [illegible] Verkaufung, es dort [illegible]?“

„Was soll das? Verdient er es etwa [illegible]?“

„Allerdings, aber eigentlich muß man ihn mehr bedauern als beschuldigen; er glaubte nicht, etwas Strafbares zu thun.“

„Das wird er erfahren, wenn er in seiner Majestät Hait über die Verletzung des Irdischen nachdenken kann. Doris Brons kann ihm schon freie Kost und Logis besorgen, ohne ihn in seinem eigenen Hause ganze Wochen schmachten zu lassen. Ich habe heutzutage Jakobsohn gerathen, noch nicht zu thun zu gehen, sondern ihm ein Briefchen zu schreiben, worin er darauf bestehe, am 1. Mai sein Geld mit den Zinsen zu bekommen. Dann ist er vorläufig genug beitrait; Dorenzathe wird öffentlich verkauft werden.“

„Es wird nichts anderes übrig bleiben!“

„Und morgen schon klage ich den hochgeborenen Grafen der Fälschung meiner Handschrift an. Die schmutzige Sache kommt ans Licht und er kann in der Zelle ein paar Jahre über seine Dummheiten nachdenken.“

„Aber bedenken Sie, daß Sie eine ganze Familie ins Unglück stürzen, eine Familie, die immer einen tadellosen Ruf.....“

„Ja, ja, eine allerliebste Familie! Wer würde es mir Dank wissen, wenn ich die Sache vertuschte?“

„Ah! Sie werden den schönsten Sieg davon tragen, wenn Sie ihm sagen, was Sie thun können, aber nicht wollen!“

„Nein, sie haben mich erniedrigt, getreten, entehrt,“ entgegnete Brons.

„Knabenstreiche!“

„Ich hatte damals auch mein Ehrgefühl. An jenem Morgen, als er mir den Stiefelknecht ins Gesicht warf, fühlte ich mich tief unglücklich. Der Mann wird rächen, was er als Kind erdulden mußte.“

„Wie unedel war es aber dann, Brons, daß Sie den Mann an ihren Tisch luden und ihm die Freundeshand entgegenstreckten!“

„Das war in dem Augenblick mein Triumph, daß ich ihn bis zu mir erniedrigen konnte, aber nun steht mir in besserer Lesor. Er hat meinen Namen mißbraucht und über mein Geld disponiert, um einen Dritten zu hintergehen! Adieu, Notar. Sie werden mir gewiß warten, nicht wahr?“

„Brons, bleiben Sie noch ein wenig, bedenken Sie.....“

„Ich habe nichts zu bedenken! Mein Entschluß ist gefaßt.“

11. Kapitel.

„Und glauben Sie wirklich, daß das trafbar ist, Barends? Hat der Bankier das Ding aus seinen Händen gegeben? O mein Gott, was fange ich nur an!“

„Ja, es ist schlimm, Graf, sehr schlimm!“

„Sie können sich meinen Schrecken denken, als ich den Brief von Jakobsohn erhielt, worin er mir schreibt, daß er das Geld mit den Zinsen im Mai zurückverlangt? Wie sollen wir dazu kommen, Herr Notar — es ist nicht möglich, in so kurzer Zeit eine neue Hypothek herbeizuschaffen!“

„Aber möchte die noch geben wollen?“

„Aber Brons selbst vielleicht?“

„Brons ist im höchsten Maße entrüstet! — Schon morgen will er die Sache anzeigen.“

„Mich anklagen — ein Prozeß — Dorenzathe verkauft — ich im Gefängnis — welch ein Skandal! Helfen Sie mir, Barends, ehe die Damen etwas davon erfahren!“

„Sie werden es früh genug wissen!“ sagte der Notar, indem er halb ärgerlich, halb mitleidig den rathlosen Mann ansah, der zum ersten Male in seinem Leben auf eigene Faust Geschäfte treiben wollte und sich dabei vom Verbrechen verstrickt hatte. Wären seine Mutter und seine Tochter nicht so hübsch ehrenwerthe Damen gewesen, so würde Barends sich von dem unbedeutenden, leichtsinnigen Menschen abgewendet haben; es war ihm nur unerklärlich, wie Brons Verwandte darin finden konnte, den Fehltritt des Grafen in dieser Weise auszumerzen.

„Soll ich zu Brons gehen, mich vor ihm demüthigen und ihn bitten und beschwören, die Sache zu vergessen?“

„Ich möchte Ihnen heute abend nicht dazu rathen, der Mann ist gar zu erzürnt!“

„Aber, zum Kuckuck, was soll ich denn machen?“

„Ich werde sehen, ob ich ihn morgen in ruhigerer Stimmung finde, und inzwischen alles mögliche thun, um Geld zu bekommen.“

„Thun Sie das, Barends, ich bin Ihnen ewig dankbar!“ und es schien ihm eine schwere Last vom Herzen zu fallen, als der Notar ihm einige Hoffnung gab.

„Aber ich fürchte sehr.....“

„Ich nicht, das Schloß ist noch herrlich gut erhalten und dabei der Name.....“

„Ja, wenn noch Zeit genug wäre, aber in einigen Wochen schreiben wir schon Mai — ich fürchte, daß es zu einem Zwangsverkauf kommen wird.“

„Und will Brons es nicht mehr haben?“

„Das schon.... aber er will andere Bedingungen stellen.“

Der Graf ging nach Hause, in [illegible] verstrickt, aber trotz seiner Mitschuld wollte ihm kein [illegible] erscheinen.

Als Brons in sein Haus trat, war sein erster Gedanke zu seinem Sohne zu gehen, um ihm die Handlungsweise des Grafen mitzutheilen. Aber Alfred war ausgegangen und schien sein Zimmer in einiger Eile verlassen zu haben, denn die Feder stak noch in der Tinte und die Schreibmappe lag offen da. Die Lampe, die über seinem Pulte hing, verbreitete eine helle Flamme.

Brons trat näher und seiner alten Gewohnheit nach, wovon er selbst in dieser Stimmung nicht abwich, schraubte er die Lampe etwas niedriger. Sein Blick fiel auf ein unbeschriebenes Papier, das halb vom Löschblatt bedeckt war; er nahm es in die Hand und las die Worte:

„Thor, der ich bin! Wie oft wiederhole ich mir diesen Satz, und werde ihn niederschreiben und hoffe, daß er dann betragen wird, mir die Vernunft wiederzugeben. Was habe ich nicht schon gethan, um ihr Bild aus meinem Geiste zu verbannen, aber wo ich auch sein mochte, meilenweit von ihr entfernt, überall folgt es mir nach! Wie lange stand ich dort im Londoner Museum vor dem Gemälde, vor dem Porträt, das ihre Augen hatte, und wovon ich mich nicht, als ich in das Bergwerk unter der Erde niederstieg, in Gedanken nicht zu trennen vermochte; und nun ich hier sitze beim Schein der Lampe, steht sie wieder vor mir! Gestern sah ich sie unter den hohen Bäumen von Dorenzathe; sie pflückte Blumen und ich war kaum zehn Schritte von ihr entfernt; ich grüßte sie, sah mich an, und ich glaube, ihr Blick war weniger kalt, weniger stolz. Ich glaube nicht, daß ein gefühlloses Herz in dieser königlichen Erscheinung klopfen kann. Ihre Erziehung, die Begriffe, die man ihr eingeflößt hat, machen sie so unnahbar. Thor, der du bist, was sollen diese Träume, sie steht ja hoch über dir....“

„Ueber wem? Sie, das eitle Ding, die Tochter eines Fälschers, soll über meinem Sohne stehen! Nein, mein Alfred ist viel zu gut für sie, viel zu gut!“

Er steckte das Papier zu sich.

„Aber er ist sterblich in sie verliebt. Das erklärt seine Zerstreutheit und der Reise; eine unglückliche Wahl, sehr unglücklich, denn wer möchte das Mädchen jetzt noch haben? Morgen niemand mehr!“

Da kam Alfred zurück.

„Papa!“ rief er überrascht, als er den Alten erblickte.

„Ja, mein Junge, ich kam zufällig auf dein Zimmer und will dir bei dieser Gelegenheit rathen, künftighin vorsichtiger zu sein mit deinen geheimen Papieren. Ich fand hier dies und jenes, das du lieber wohl nicht in anderen Händen sehen möchtest“.

„Doch nicht.....“

„Eine unbezahlte Rechnung, nein! Das wäre nicht schlimm — nein, es ist so etwas wie ein Herzensergutz!“

„Hast du den Unsinn gelesen?“

„Jawohl, Unsinn! Wie kann ein vernünftiger Mensch wie du, sich von einem solchen Geschöpf so behexen lassen?“

„Ja, es thut mir leid genug“, sagte Alfred ärgerlich, seine Lippen zerbeißend, „aber ich kann es nicht ändern. Die Sache ist mir unausstehlich, aber ich mußte meinem Herzen Luft machen, wenn auch nur auf dem Papier.“

„Möchtest du sie gerne zur Frau haben?“

„An diese Möglichkeit habe noch nie gedacht! Ich sehe aus der Ferne und damit bin ich zufrieden.“

„Der Tausend!“ rief der alte Brons erstaunt, „welch eine erbabene Art von — wie nennt man doch solche Liebe im Lateinischen oder —?“

„Platonisch! Ja, ganz recht. Oder vielmehr es ist eine Kinderei — ich weiß keinen Namen dafür — ich möchte, daß ich das Gefühl los werden könnte!“

Brons hatte keine Lust mehr, mit seinem Sohne über das zu sprechen, was zwischen ihm und dem Grafen vorgefallen war, er wußte selbst nicht recht, warum.

„Gute Nacht, träume nicht zu viel von deiner Schönen, die mit ihrem Adelsstolz und all ihren Schulden eigentlich viel zu gering für dich ist! Na, das Mamsellchen wird schon Augen machen!“

„Armes Kind!“ murmelte Alfred. „wollte, daß ich alle derartigen Sorgen von dir abwenden könnte.“

„Ich geh' zu Bett, ich habe abscheuliches Kopfweh. Morgen mehr!“

Aber erst spät konnte Doris Brons den Schlaf finden, und als er erwachte, war er ganz anderer Stimmung als abends zuvor; er kleidete sich an und saß allein beim Frühstück — Alfred benutzte das Frühlingswetter, um einen langen Morgenspaziergang zu machen — als Barends gemeldet wurde.

„Herr Notar, was gibt's Neues?“

Barends begann wieder seine besten Gründe vorzubringen, um Brons zu überzeugen, daß er verkehrt daran that, die unglückliche Affaire in die Oeffentlichkeit zu bringen.

Brons verzehrte seine Eier und sagte nichts.

Endlich, während er seine Hände nach ostindischer Manier in einem Glase wusch, sprach er entschieden:

„Alles Karifari! de Marcy marschiert aus Loch!“

„Ihr letztes Wort?“

„Ja, oder.....“

Dies eine Wort war die Rettungsplanke, woran der Notar sich festklammerte.

„Oder? Oder?“

„Er muß seine Tochter zur Heirath mit meinem Sohne zu bereden wissen.“

Erstaunt sah der Notar ihn an.

„Alfred, Ihr Sohn, die Tochter heirathen des Mannes, den Sie dem Gericht überliefern wollen!“

„Natürlich bleibt dann die Sache unter uns. Ich sage dem Wucherer, daß ich mich geirrt habe und daß das Briefchen doch von meiner Hand war. Ich kaufe Dorenzathe für 60,000 Gulden und schenke es den jungen Leuten; ich bleibe hier oder kaufe mich sonstwo an, wo es mir gefällt, und der Herr Graf mag auch sehen, wo er bleibt.“

Barends dachte nach.

„So kommt alles in Ordnung, Notar, und wenn ich es auch selbst sage, ich habe noch keinen Junker gesehen, der im Schatten meines Sohnes stehen kann.“

„Gewiß, ganz gewiß, ein stattlicher junger Mann! Aber die Damen mit ihren — ja, ich muß sagen — sonderbaren Ideen.“

„Gehen Sie, Notar, und sagen Sie Ihrem Schützling, für welchen Preis ich ihn freilassen werde.“

„Aber die jungen Leute müssen doch auch gehört werden.“

„Das Mädchen muß wollen! Die Wahl ist doch nicht schwer! Entweder die Frau eines hübschen, reichen, ehrlichen jungen Mannes werden, oder für immer einen geschändeten Namen tragen! Und mein Sohn ist auch in das Kind vernarrt!“

„Und er wird sie unter solchen Umständen zur Frau nehmen wollen?“

„Gewiß, Verliebte sehen nicht genau zu — jeder Vorwand ist ihnen recht. Und nun, Notar, grüßen Sie den Grafen von mir und sagen Sie ihm, daß er sich vor morgen Abend zu entscheiden hat.“

„Die Bedingungen lauten also: Fräulein Isabella heirathet Brons junior, dann wird das Schloß ihr Eigenthum, die Hypothek eingelöst, das Briefchen verbrannt und auch der Wucherer zufrieden gestellt.“

„Wo nicht, großer Skandal, öffentlicher Verkauf von Dorenzathe, oder lieber, ich nehme es gleich für 30,000 Gulden und ziehe unmittelbar ein. Die Damen müssen dann suchen, wo sie bleiben.“

„Was thut man nicht seinen Kindern zu liebe,“ sagte Brons, als der Notar fort war.

Alfred kam nach Hause; von dem langen Spaziergang erfrischt und in guter Stimmung, ließ er sich sein Frühstück trefflich munden.

Der Vater sah ihn mit Wohlgefallen an.

„Wie fit's? Heute nacht geträumt von — nun du weißt schon.“

„Gott sei Dank, nein!“ gab er lächelnd zur Antwort.

„Nun, das magst du einem andern aufbinden! Was kannst du dazu, wenn ich heute zu ihrem Vater ginge und für dich um ihre Hand anhielte.“

„Unsinn, Papa!“

„Nein, voller Ernst! Noch vor heute Abend bist du Ihr glücklicher Bräutigam.“

Erstaunt und unwillig sah Alfred ihn an.

„Wie willst du das denn fertig bringen? Du willst doch nicht etwa mit dem Grafen einen Kontrakt abschließen, wodurch sie verkauft wird?“

„Welch eine Frage! Verkauft, bewahre! Immer solche Romanphrasen! Wer denkt daran? Glaube nur, daß die Familie, die hochadelige Familie sehr froh sein wird, ihren prächtigen Namen mit unserm bürgerlichen vertauschen zu dürfen!“

Und er erzählte seinem Sohne alles.

„Papa!“ rief Alfred, „das ist eine Schande, nein, unter solchen Bedingungen niemals!“

„Wie du willst,“ war die ruhige Antwort. „Dann gehe ich zum Gericht, erzähle die ganze Geschichte im Kasino und....“

„Und ihr Name ist geschändet! Papa, nein! thue das nicht! Du machst mich in beiden Fällen unglücklich!“

„Unglücklich! Wer denkt daran, dich unglücklich zu machen? Du bist verliebt in das Mädchen, ich sorge, daß sie deine Frau wird; aus Liebe zu euch verzeihe ich ihrem Vater einen nichtswürdigen Streich, und als Hochzeitsgeschenk kannst du ihr das Schloß mitbringen, von allen Schulden frei“.

„Was habe ich daran, wenn Isabella de Marcy nur mit Widerwillen und gezwungen ihre Zustimmung gibt?“ fragte Alfred seinen Vater.

„Warum sollte sie das thun? Du bist ein tüchtiger, ansehnlicher Mann mit einer guten Stellung, und dann noch all die übrigen Vortheile!“

„Und wer weiß, vielleicht findet sie ihr Schicksal doch entsetzlich!“

„Das kann nicht sein, dann wäre sie das dümmste Ding unter der Sonne! Junge, sei doch praktisch, dein Vater will nichts als dein Glück. Ich habe durchaus keine Ursache, die Familie mit Achtung zu behandeln, sie haben es gar nicht verdient. Habe ich nicht dem verkommenen Kolonialsoldaten Alfred de Marcy alle möglichen Sorge gewidmet? Und wer hat mir dafür gedankt? Weder sein Bruder noch seine Mutter! Ich war fest entschlossen, ihm den verdienten Lohn zutheil werden zu lassen, als das Briefchen mir in die Hände fiel. Es wird Alfred kränken, dachte ich aber, wenn er sein Liebstes getroffen sieht durch das Mittel, das ich ihrem Vater bereiten werde.“

„Das ist wahr, du hast recht! Ich würde es auf das tiefste bedauern!“

„Aber nun ist die Gelegenheit günstig: ich verschaffe meinem Sohn die Frau, die er liebt, und die Sache ist vergessen und vergeben.“

„Und wenn ich dir nun sage: ich will Fräulein de Marcy nicht heirathen; was ich für sie empfinde, ist stärker als mein Wille, aber sie ist mir zu stolz, zu hochadelig. In keinem Falle kann ich auf dein Anerbieten eingehen“, erwiderte Alfred.

„Gut, dann wird Dorenzathe öffentlich verkauft, und ich reiche meine Klage ein.“

Alfred war unschlüssig.

„Vater“, sagte er nach einer Weile, „du weißt nicht, was du thust; du willst mich in einer Weise glücklich machen, die mir im höchsten Maaße widerstrebt, und führst mich vielleicht dem tiefsten Elend entgegen. Welches Glück kann mir blühen an der Seite einer Frau, die ein großes Opfer zu bringen glaubt, wenn sie meine Hand annimmt!“

„Ein großes Opfer? Sie wird Gott danken, daß der ehrliche Brons die Tochter eines gemeinen Fälschers noch haben will.“

„Weiß sie das?“

„Barends will mit dem Vater sprechen, um ihm meine Bedingungen zuzustellen.“

„Schreibe dann ein paar Zeilen, oder — warte, ich gehe selbst zum Notar, um ihm zu sagen, daß er Sorge tragen muß, daß das junge Mädchen nichts von dieser unsauberen Geschichte erfährt.“

„Sehr gut! Das ist auch besser. Will sie durchaus nicht, so können wir zu guterletzt diesen Trumpf noch ausspielen.“

12. Kapitel.

Isabella war besonders fröhlich aufgestanden und das Leben lachte ihr am neuen Lenzestage heiter und strahlend entgegen. Die Frühlingssonne schien ihr so hell und glänzend, und mit den ersten duftigen Veilchen, die sie im Park gepflückt hatte, war ihre Brust geschmückt; die Hauptveranlassung zu ihrer freudigen Stimmung war aber die Aussage des Doktors der nach seinem täglichen Besuche bei der alten Dame ihr die Hand reichte und sie beglückwünschte.

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein, die Frau Gräfin wird jetzt bald ganz wieder aufleben. Nichts ist ihr aber nöthiger als Ruhe, absolute Ruhe — vor jeder Aufregung muß sie peinlich behütet werden.“

„Dafür werde ich schon sorgen, Herr Doktor. Sie dürfen sich darauf verlassen; Und wird sie dann wieder ganz so fein wie früher?“

„Wir wollen es hoffen, aber es wird langsam gehen; sie darf in den ersten Monaten ihr Bett noch nicht längere Zeit verlassen.“

Strahlend vor Glück trat das junge Mädchen in das Krankenzimmer und küßte die weiße Stirn der theueren Kranken, die ihr freundlich zulächelte und versicherte, daß das freundliche Licht der Sonne, das sich durch die Vorhänge stahl ihr besonders wohl thue.

Es war Zeit zum Kaffee, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß es ihrer Großmutter während ihrer Abwesenheit an nichts fehlen würde, begab sich Isabella zum Salon, wo der Vikomte seiner Gewohnheit zuwider schon am Tische saß.

„Guten Morgen, Papa!“ sagte das Mädchen heiter, „ich bringe gute Berichte!“

„Nur rasch her damit, ich habe in letzter Zeit nicht viel Gutes gehört.“

„Der Doktor sagt, daß Großmama auf dem Wege der Besserung ist, aber sie bedarf der größten Ruhe.“

„Das trifft sich schlecht für sie.“

„Wie meinst du?“

„Ja, aber wenn wir das Schloß verlassen müssen?“

„Verlassen?“ — mit verstörter Miene sah ihn Isabella an.

„Ja, mache nur nicht ein so schreckliches Gesicht! Am 1. Mai müssen wir es verlassen haben, sonst werden wir vor die Thür gesetzt.“

„Und wie kommt das, Papa? Hast du unser Schloß verkauft?“

„Ja!“

„An Brons?“

„Ja, an Brons, er will schon im Mai einziehen, um mit dem Umbau zu beginnen.“

„O Papa, wie konntest du das thun, ohne mit Großmama und mir darüber zu sprechen?“

„Albernes Ding, kannst du noch nicht rechnen?“

„Gewiß, Papa!“

Und nun begann der Vicomte seiner Tochter die Schulden aufzuzählen, die auf dem Hause ruhten, die Ansprüche, die Jakobsohn darauf hatte und die Brons übernehmen wollte, damit kein Zwangsverkauf stattfände.

„Es bleibt also keine Wahl: entweder wir überlassen Brons gutwillig das Schloß, oder der Exekutor setzt uns vor die Thür!“

„Aber es ist Großmamas Tod!“ schluchzte Isabella, der es von all den Ziffern ganz schwindlig vor den Augen ward.

„Wohl möglich, aber was liegt ihm daran!“

„O, der widerliche Mensch, dieser Schuhputzer! Er kann es aber ja nicht meinen, ich werde zu ihm gehen und ihn bitten, daß er wartet, bis Großmama besser ist.“

„Versuch es nur, aber es wird dir wenig helfen!“

„Wie ist es nur möglich, daß man wegen des abscheulichen Geldes so viel Lärm machen kann!“ fragte Isabella ihren Vater, „ich kann es nicht begreifen. Großmama denkt ganz anders darüber und ich auch.“

„Hätte sie sich nur etwas daraus gemacht, dann wären wir jetzt nicht so übel daran!“ erwiderte der Vikomte.

„Ich wußte es, daß uns Brons nicht wohl will, und den Mann hast du hier bewirthet, wie schrecklich!“

„Nun laß das nur beiseite! Es muß Rath geschafft werden. Der Mensch hat uns in Händen; wenn ich noch eine Rettung sähe, ich würde ihm zum zweiten Male den Stiefelknecht an den Kopf werfen!“

„Pfui, Papa, wie grob!“

„Du wirst noch andere Grobheiten hören müssen, wenn du ihn umstimmen willst; ich weiß schon, was er dir antworten wird.“

„Sollte er gar nicht der Vernunft zugänglich sein?“

„Vielleicht, wohl, doch wird er eine Bedingung stellen.“

„Welche?“

„Aufrichtig gestanden, er hat sie mir schon wissen lassen, aber ich wage kaum, dir damit zu kommen. Großmama braucht nichts davon zu wissen, denn es hängt ganz allein von dir ab, ihr Leben zu retten und außerdem uns noch zu erhalten!“

„Hängt das von mir ab, Papa?“

„Ja, einzig und allein!“

„Nun, sage es nur rasch, wenn es eben geht...“

„Es ist eine Schwierigkeit, du mußt eben heirathen...“

„Ihn — — heirathen!“

„Nicht den Alten, aber seinen Sohn. Ein netter, sehr gebildeter junger Mann, der dich anbetet!“

„Der Neffe der Frau Piering und ich. — Was wird Großmama dazu sagen —?“

„Das ist ihre Sache, aber du darfst ihr vorläufig kein Wort davon verrathen! Verstanden?“

„Aber ich kann mich doch nicht so wegwerfen?“

„Ah bah! Ihr habt immer den Mund so voll von euren edlen, erhabenen Gefühlen; wir wollen sehen, was dergleichen Redensarten in der Praxis bedeuten.“

„Aber will der junge Mensch mich unter der Bedingung haben? So erzwungen, muß ich ihm von vornherein alle Achtung versagen.“

„Er ist so verliebt, daß alle Mittel, die ihn zum Ziele führen, ihm gut und tauglich erscheinen!“

„Woher kann er mich lieben? Ich habe nur einmal mit ihm gesprochen auf dem Ball, und da bin ich so kalt und steif gegen ihn gewesen, als es mir möglich war. O mein Gott, welch eine Wahl! Den Sohn eines Schuhputzers heirathen oder Großmama sterben sehen!“

„Nun, nun! Wenn der Junge Graf oder Baron wäre, so würdest du nichts dagegen haben, ihn zum Manne zu nehmen.“

„Das kann wohl sein!“ war die naive Antwort.

„Und nun brauchst du dich nur über das Vorurtheil hinwegzusetzen und die Sache ist in Ordnung.“

„Gezwungen muß ich thun, was Tante Isaure aus freiem Willen that. Die Wahl ist die nämliche.“

„Nur daß ein alter Millionenherzog augenblicklich nicht vorhanden ist. Könnte ich nur einen auftreiben, aber sie sind in jetziger Zeit dünn gesät. Nun, wie lautet jetzt deine Entscheidung?“

„Ich muß mich bedenken, Papa, aber ich fände es entsetzlich, so an einen Menschen gebunden zu werden, der tief unter mir steht.“

Und sie begann von neuem zu weinen.

„Könnte ich nur jemanden um Rath fragen? Wenn er wenigstens warten wollte, bis ich mit Großmama darüber reden kann?“

„Dann ist es zu spät!“

„Wenn sie also wieder hergestellt ist, bin ich verkauft?“

„Wenn du das so nennen willst, meinetwegen. Sie braucht ja nichts zu wissen, weder von der Verlobung noch von deiner Hochzeit!“

„Welch eine Heirath! O mein Gott!“

„Recht romantisch, gar nicht alltäglich! Und nun, mein Fräulein, heute Abend kommt dein Schatz, mach dich nur fertig und zeig ihm ein freundliches Gesichtchen.“

„Das werden wir sehen!“ und zitternd vor Zorn, Aerger und Schmerz stand das Mädchen auf und begab sich aus dem Zimmer.

„Sie wird schon zur Vernunft kommen,“ dachte der Vikomte, „sonst muß sie die volle Wahrheit hören; Alfred hat ganz recht, daß er sie ihr vorenthalten will. Wenn sie es wüßte, mit welchen Augen würde Sie mich ansehen!“

Und de Marcy erröthete bei dem Gedanken, wie beschämt und gedemüthigt er dann vor seiner Tochter dastehen würde.

„Indessen kann ich nur dabei gewinnen,“ fuhr er dann in seinen Selbstgespräche fort. „Isabella bekommt einen tüchtigen Mann, ich komme aus meinen Schulden heraus und behalte noch genug übrig, um zu leben, wo es mir gefällt. Ich bin noch jung und kräftig und kann also nach einer reichen Frau ausschauen, die mit mir den adeligen Zweig der de Marcys fortpflanzt. Aber wenn sie den jungen Mann zu sehr aus der Höhe behandelt, wer weiß, ob er sich dann nicht zurückzieht? Bah, er ist zu sehr verliebt und sie wird schon etwas Maß halten. Wir werden's sehen!“

Herr de Marcy rückte vor dem Spiegel seine Krawatte zurecht, glättete das Haar und ging leichten Herzens von dannen.

13. Kapitel.

„Herr de Marcy“, so redete am Abend Alfred seinen künftigen Schwiegervater höchst feierlich an, „ehe ich mit Ihrer Tochter selbst spreche, müssen Sie mir eine Frage beantworten: Sind Sie dessen gewiß, daß ihr Herz noch frei ist?“

„Ja, ja! Das Kind ist erst mit sehr wenigen jungen Leuten zusammen gekommen und keiner von diesen kann sich mit Ihnen messen. Fassen Sie nur Muth, sie wird Ihnen schon gut werden — und nochmals kein Wort über die andere Sache, wenn es nicht unbedingt nothwendig ist.“

„Ich werde nicht davon reden,“ versicherte Alfred, der plötzlich leichenblaß wurde, denn er hörte das Rauschen eines Kleides im Gang, die Thür wurde geöffnet und Isabella trat ein, das Haupt stolz erhoben, die Lippen trotzig aufgeworfen.

Alfred konnte nicht errathen, was ihr erster Gedanke war, als sie ihn anscheinend ruhig und gefaßt dastehen sah.

„Er ist nicht allein hübsch, er hat etwas Nobles an sich,“ dachte sie, „aber doch, wie kann ich einen Mann achten, der so wenig Schicklichkeitsgefühl hat, sich mir aufzudrängen und eine Frau haben zu wollen, die sich verkaufen muß.“

(Fortsetzung folgt.)

Charwoche.

Nun sinkt ein dunkler Trauerschleier
Rings auf die Welt herb;
Voll Weh beginnt die Todtenfeier
Am tiefsten Schmerzensgrab.
Die Luft verhüllt in dunklen Falten
Ihr weinend Angesicht
Und wankt mit trauernden Gestalten
Wie ein erlöschend Licht.

Aus Himmelshöh'n und Erdentiefen
Erklingt ein Geisterchor,
Als wenn viel tausend Stimmen riefen
Wacht auf und schaut empor!
Empor zum Kreuz in Nacht und Grauen
Und schwerer Todesnot;
Doch höher wird das Auge schauen
Ein flammend Morgenrot.

Und hört ihr's rauschen wie die Wogen
In tiefer Meeresflut?
Es kommt ein dunkler Strom gezogen,
Ein dunkler Strom von Blut.
Er rauscht durch weite Lande
Dahin mit Allgewalt,
Und überall an seinem Strande
Ein mächtig Singen schallt.

Es schwillt empor und sprengt die Tore
Am dunkeln Himmelzelt,
Und Antwort schallt vom Engelschore
Dem Sang der Menschenwelt.
Und aus dem Chore kommt gegangen
Die Sonnenkönigin,
Es flieht die Nacht vor ihrem Prangen
Mit Schmerz und Tod dahin.

Ostern.

Triumph! Triumph! das Grab ist leer
Der Tod hat keine Fessel mehr!
Der Heiland ist erstanden.
Der Feinde Christi Macht und List
Nun ganz und gar vernichtet ist,
Deß freut euch aller Landen!

Triumph! Triumph! das Grab ist leer
Aus ist das Schauspiel, hoch und hehr,
Das Höll' und Himmel schauten.
Der große Held von Golgatha
Steht glanzumstrahlend als Sieger da,
Zur Freude der Vertrauten,

Triumph! Triumph! das Grab ist leer
Nun ist's dem Sünder nicht mehr schwe
Zu seh'n des Heiles Pfade.
Der Heiland ging uns ja voraus
Und schloß die Himmels Pforten auf
Und gibt zum Geh'n die Gnade.

Triumph! Triumph! das Grab ist leer
Jetzt hat der Tod kein Grauen mehr;
Auch ich werd' auferstehen
Und Ihn, der für uns litt und starb
Und uns das ew'ge Heil erwarb,
In seiner Glorie sehen.

Triumph! Triumph! das Grab ist leer
Nun schallt ihr Glocken ringsumher,
Verkündet Freude! Frieden!
Der Herr, der siegreich auferstand,
Beherrscht als König jedes Land,
Dort oben und hinieden.

Die Sozialdemokraten und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Boland

Erster Teil.

I.

Die Ehrwart.

Fortsetzung.

„Erlaubt er sich etwa Bemerk
gen über die Predigten?“

„Gar keine, — weder Lob n
Tadel, — auch das gefällt mir ni
Wäre er ein rechter Christ, d
würde er sagen, wie andere Leu
‚Das war heute wieder eine
schöne Predigt, — eine lehrrei
Predigt, — eine rührliche und tr
liche Predigt!‘ Der Kip aber
gar nichts.“

„Allerdings auffallend! Ab
sehen von religiösen Bedenken
Gefahren für deine Schwester,
tet auch die materielle Seite
Schwierigkeiten. Du weißt, n
altem Herkommen soll das liege
Gut den Dorfbewohnern erhal
bleiben. Es dürfen sich keine A
gemärker in Oberhausen einsch
chen.“

„Dafür haben meine seligen
tern im Testament gesorgt, E
Wolfgang! Haus und Hof
Aecker und Wiesen gehören
Anna erhält ihr Erbteil in ba
Gelde ausbezahlt, wenn sie a
wärts heiratet. Man meint ger
unsere Eltern hätten es geahnt,
meine Schwester einmal in ei
Auswärtigen vernarrt wird.